

4. Methodologie und methodisches Vorgehen

Die vorliegende Studie verfolgt das Ziel, die Subjektivierung von Menschen mit Lernschwierigkeiten innerhalb ihres Arbeitsalltags zu untersuchen. Dabei geht es gemäß des dargelegten praxeologischen Subjektverständnisses vor allem um Anrufungsprozesse und somit um den Umgang mit gesellschaftlichen (Ideal-)Vorstellungen gelungener Subjektivität. Um der intendierten Fokussierung auf den Alltag und den Vollzug von Praktiken gerecht zu werden, ist ein Vorgehen im Sinne der qualitativen Sozialforschung angezeigt. Der qualitative Forschungsprozess beinhaltet die klassische Abfolge aus Datengewinnung, Datenauswertung und Theoriebildung, wobei diese drei Schritte nicht linear aufeinander folgen, sondern zirkulär vonstattengehen (vgl. Krause/Laux 2014: 68).

Im Folgenden wird die vorliegende Studie methodologisch verortet und das methodische Vorgehen erklärt. Zuerst werden dabei die rekonstruktive qualitative Sozialforschung skizziert, der ethnografische Forschungsstil erörtert und Implikationen einer Ethnografie der Differenz problematisiert. Anschließend wird das methodische Vorgehen dargestellt, das die vier Schritte Fallauswahl, Datenerhebung, Auswertung und Rekonstruktion der Daten umfasst. Das Kapitel endet mit einer machtsensiblen Reflexion der eigenen Feldarbeit und einer Zusammenfassung.

4.1 Die rekonstruktive qualitative Sozialforschung

Quantitative und qualitative Sozialforschung haben gemeinsam, dass sie »fallspezifische Befunde [generalisieren], um auf diese Weise soziale Regeln, Regelmäßigkeiten und Gesetzmäßigkeiten aufzudecken« (Krause/Laux 2014: 71). Die quantitative Sozialforschung gilt als hypothesenprüfend und die qualitative als hypothesengenerierend. Während also bei der quantitativen Forschung im Vorhinein gesetzte Annahmen über die soziale Wirklichkeit gemäß ihrer Häufigkeit überprüft werden, hat die qualitative Forschung den Vorteil, offen für neue Sachverhalte, unerwartete Wendungen, Verknüpfungen und Zusammenhänge zu bleiben (vgl. Flick/von Kardorff/Steinke 2013: 17). Dadurch findet empirische Arbeit nicht nur mit dem Ziel

der Hypothesengenerierung und -überprüfung statt, sondern sie beabsichtigt die Überarbeitung und Weiterentwicklung theoretischer Überlegungen.

Da qualitative Forschung den Anspruch erhebt, die soziale Welt möglichst umfassend zu verstehen,¹ orientiert sie sich stark am Vollzug des Alltags und am Alltagserleben der teilnehmenden Personen. Aus diesem Grund sollte qualitative Forschung stets Kontextwissen und Kontextinformationen in die Analyse einbeziehen, anstatt künstliche Kontexte² zu schaffen, wie es beispielsweise für Laborstudien kennzeichnend ist.

Im Gegensatz zur quantitativen Forschung, die sich selbst als nichtreaktiv und objektiv versteht, geht die qualitative Forschung davon aus, dass Forschende die soziale Welt ko-konstituieren und mitgestalten (vgl. Krause/Laux 2014: 67). Dies geschieht in allen drei Phasen des Forschungsprozesses: Vor Beginn der eigentlichen Feldforschung wird das Feld durch die Gestaltung des Forschungsdesigns, die Auswahl und die Relevanzsetzung bestimmter Fragestellungen, Themen und Perspektiven präfiguriert. Während der Forschung wirken die Forschenden durch ihre Anwesenheit auf das Feld und die beteiligten Personen ein. Bei der Datenverarbeitung und -analyse fließen subjektive Interpretationen und Deutungsmuster in die Auswertung ein. Die Forschenden stellen jedoch keine »zu kontrollierende bzw. auszuschaltende Störquelle« (Flick/von Kardorff/Steinke 2013: 23), sondern lediglich einen weiteren, in der Analyse zu beachtenden Faktor dar. Neben der Explikation der theoretischen Vorannahmen ist also eine systematische Reflexion der eigenen Stellung im Feld und der Reaktionen, die durch diese provoziert werden, unbedingt angezeigt (vgl. ebd.: 25). Auf diese Reflexion komme ich im Kapitel zur machtsensiblen Ethnografie zurück.

Unter dem allgemeinen Begriff der qualitativen Sozialforschung verbergen sich diverse Methoden, die sich auf unterschiedliche Theorieannahmen gründen. Laut Alexandra Krause und Henning Laux (2014: 67) gelten dennoch drei grundsätzliche Merkmale, die qualitative Methoden gemeinsam haben: Erstens werden die Perspektiven der Teilnehmenden sozialer Praxis qualifiziert, das heißt, anstatt dass eine Orientierung an der »theoretischen Vernunft« (vgl. Bourdieu 1987) von Expertinnen und Experten und von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern stattfindet, werden die Sichtweisen, Erlebnisse und Erfahrungen der »Expertinnen und

1 Zur Unterscheidung der wissenschaftstheoretischen Konfliktlinie zwischen Erklären und Verstehen in der Auseinandersetzung zwischen quantitativer und qualitativer Sozialforschung vgl. Kneer 2014.

2 Natürlich sind qualitative Erhebungssituationen wie die Interviewsituation und teilnehmende Beobachtungen auch in dem Sinne künstlich, dass sie ohne das Forschungsvorhaben in dieser Form nicht stattfinden würden. Jedoch stellt die qualitative Forschung viele Instrumente zur Reflexion dieser forschungsimmanenten Implikationen bereit und durch die Befragung von »Experten und Expertinnen des Alltags« werden Kontextbezüge hergestellt und befragt.

Experten des Alltags« privilegiert. Zweitens ist qualitative Forschung immer interpretierende Forschung. Ob die Daten eigens für die Forschung generiert oder in der sozialen Welt aufgefunden wurden, ist weniger relevant, denn beide »Textarten« müssen gemäß den forschungsleitenden Fragen analysiert und interpretiert werden. Durch die Systematisierung der Interpretationen werden drittens (vorläufige) Typologien wie bestimmte Sozialtypen, Orientierungen oder Verhaltensmuster gebildet.

Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (2013: 18-19) unterscheiden drei Forschungsrichtungen innerhalb der qualitativen Sozialforschung, die sich durch verschiedene Theorieansätze, Zielsetzungen und Vorgehensweisen auszeichnen. Erstens sind am symbolischen Interaktionismus und der Phänomenologie orientierte Arbeiten vor allem an der Rekonstruktion der subjektiven Sichtweisen der Handelnden interessiert, welche durch narrative und biografische Interviewmethoden expliziert werden können. Zweitens interessieren sich an der Ethnomethodologie und dem Konstruktivismus orientierte Studien im weitesten Sinne für die Rekonstruktion der Herstellung kultureller und sozialer Prozesse. Drittens gehen der klassische Strukturalismus und an die Psychoanalyse angelehnte Arbeiten von der Existenz tiefliegender Sinnstrukturen aus, die hermeneutisch geborgen werden können.

Die vorliegende Studie kann in dieses Schema folgendermaßen eingeordnet werden: Die dritte, im weitesten Sinne hermeneutische Perspektive scheidet aus, da mit Schmidt (2012; 2013) vom praxeologischen Grundsatz der Öffentlichkeit sozialer Praktiken ausgegangen wird. Also geht es der Studie nicht darum, verborgene Strukturen zu bergen, sondern darum, die Regelmäßigkeiten und Brüche der in der Öffentlichkeit vorgefundenen Anrufungen, Umgangsweisen und Aushandlungen zu rekonstruieren. Auch interessiert sie sich nicht für die im engeren Sinne subjektive Deutung der Welt durch Individuen, wie sie in der ersten von Flick, von Kardorff und Steinke (2013: 18) identifizierten Forschungsrichtung im Fokus steht. Stattdessen nimmt sie die Rekonstruktion subjektivierender Praktiken in den Blick, die das Subjekt als Teil von Praktiken dezentrieren und so gerade nicht von einem autonom handelnden und dadurch sinngebenden Subjekt ausgehen.

Meine Vorannahme ist, dass Subjekte als Träger und (transformierende) Replikatoren bzw. Replikatorinnen übergreifender Macht-Wissens-Komplexe in den konkreten empirischen Situationen auftauchen. So lässt sich die Studie in der zweiten von Flick, von Kardorff und Steinke genannten Perspektive verorten, da sie sich im Wesentlichen für die »Routinen des Alltags und [...] die Herstellung der sozialen Wirklichkeit« (Flick/von Kardorff/Steinke 2013: 18) interessiert. Die beobachtbaren Praktiken und die damit verbundenen Deutungen und Kommentierungen durch die Praxisteilnehmenden sind somit die wichtigste Quelle der vorliegenden Arbeit. Bei der Aufbereitung und Interpretation des Datenmaterials geht es jedoch nicht um das Aufdecken »privater« Meinungen der beobachteten

Personen, sondern darum, diese als Ausdruck des gesellschaftlichen »Archives«, in dem die Regeln der Wissensbildung und der Praktiken einer Kultur festgelegt sind« (Bublitz 2011: 258), zu rekonstruieren.

4.2 Der ethnografische Forschungsstil

Subjektivierungsprozesse werden häufig mithilfe einer Verknüpfung aus diskurs- und biografieanalytischen Verfahren untersucht (exemplarisch Pfahl 2011; Spies/Tuider 2017), wobei die beiden methodischen Zugänge meist relativ unverbunden nebeneinander stehen, wie Marion Ott, Antje Langer und Kerstin Rabenstein (2012: 174-175) kritisieren. Aus dem bereits erörterten Forschungsinteresse dieser Studie und angesichts einiger Besonderheiten ihres Forschungsgegenstands in Verbindung mit den praxistheoretischen Vorannahmen ist ein ethnografischer Forschungsstil zielführend. Diese Besonderheiten formuliere ich im Folgenden anhand von vier Argumenten, die für ein ethnografisches Vorgehen sprechen: dem Vollzugsargument, dem Verkörperungsargument, dem Vermittlungsargument und dem Materialitätsargument.

Erstens betonen Praxistheorien, dass soziale Praktiken in ihrem *Vollzug* zu verstehen sind. Laut Reckwitz (2016: 72) ist sozialen Praktiken implizites Wissen inhärent, das nicht immer verbalisiert werden kann, sondern nur im praktischen Vollzug zutage tritt. Beispielsweise fällt es den meisten Menschen schwer, bestimmte körperliche Tätigkeiten und Handgriffe, die sie täglich ausführen, auf Nachfrage zu erklären. Befinden sie sich jedoch in der jeweiligen Situation, funktioniert die Tätigkeit routiniert und »wie von selbst«. Häufig wird für solche Tätigkeiten die Redewendung, etwas sei jemandem »in Fleisch und Blut übergegangen«, verwendet. Bei der Erhebung und Analyse der Daten geht es im Wesentlichen darum, die Wissensordnungen, die den jeweiligen Handlungen und Deutungen zugrunde liegen, zu rekonstruieren. Die erörterten praxeologischen Vorannahmen verdeutlichen, dass die öffentlichen Praktiken der Subjektivierung relevant sind und mit ausschließlich befragenden Instrumenten nur unzulänglich erfasst werden können. Diskursanalytische Verfahren, die meist mit vorgefundenen Materialien arbeiten, können Gefahr laufen, die praktische Seite der Subjektivierung zu vernachlässigen. Die Dynamik und die Kontextualität sozialer Praktiken sind in ihrem Vollzug und nicht in ihrer statischen Form zu untersuchen. Beobachtende Methoden ermöglichen es, diese Praktiken *in situ* »einzufangen«, auch wenn selbstverständlich nachträglich durch die Verschriftlichung eine Festschreibung dieser Praktiken erfolgt.

Zweitens bedeutet der Fokus auf den Vollzug sozialer Praktiken eine Privilegierung des *Körpers* über den *Geist*. Infolge dieser Privilegierung gilt praktisches Wissen in erster Linie als inkorporiert. Die Fokussierung verkörperter Praktiken gegenüber verbalisierten Erzählungen bietet für die vorliegende Studie den Vorteil,